

Citation style

Nipperdey, Justus: Rezension über: Jacques Bos / Jan Rotmans (eds.), *The Long Quarrel. Past and Present in the Eighteenth Century*, Leiden ; Boston: Brill, 2022, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 51 (2024), 2, S. 395-396, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/16f0b6448c7e45a991227bcb0f670830>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Bos, Jacques / Jan Rotmans (Hrsg.), *The Long Quarrel. Past and Present in the Eighteenth Century* (Brill's Studies in Intellectual History, 332), Leiden / Boston 2022, Brill, XI u. 258 S. / Abb., € 99,00.

Die Dauer der Querelle des Anciens et des Modernes ist umstritten. Der so bezeichnete literarische Streit in Frankreich wird meist sehr eindeutig auf die Zeit zwischen 1687 und 1716 datiert; andere lassen die übergreifende Debatte mit Petrarca, Bruni, Bodin, Galileo oder Descartes beginnen. So weit zurück geht der vorliegende Band nicht: Die lange Querelle bezieht sich, wie der Untertitel deutlich macht, auf das restliche 18. Jahrhundert nach dem Abflauen der hitzigen Debatte. Die Begründung dieser Wahl übernimmt Larry F. Norman in einem programmatischen Aufsatz, der an sein 2011 erschienenes Buch „*The Shock of the Ancient*“ anknüpft. Hatte er sich dort auf die engere Querelle konzentriert, sondiert er nun die zeitliche Ausdehnung. Zwischen der Mitte des 17. und dem Ende des 18. Jahrhunderts erkennt er eine Kohärenz der Begriffe „ancient“ und „modern“, die es erlaube, diese anderthalb Jahrhunderte als zusammengehörige Diskursformation zu fassen. Allerdings hält er an einem Bruch um 1720 fest: Danach beginne der „post-partisan Quarrel“ (19), in dem Autoren sich nicht mehr zwangsläufig einer Partei zuordnen mussten. Angesichts seiner zentralen These, dass die Positionen selbst zur Hochzeit der Querelle viel komplexer und fluider waren als lange Zeit angenommen, verliert dieser Bruch allerdings an Schärfe. Sehr wohl relevant bleibt er aber methodisch und historiographisch. Denn nach 1720 verlor der Streit seine distinkte Form und zerfaserte. Die darauffolgende Zeit muss dementsprechend anders behandelt werden. Norman ist der Einzige, der diese Tatsache ausspricht. Sie prägt aber die folgenden Beiträge: Bewegen sie sich zeitlich vor 1720, konzentrieren sie sich immer auf einen sehr dichten Debattenzusammenhang, auf einzelne ausführliche Texte und Gegentexte; liegt das Thema in den späteren Jahrzehnten, werden die Bezüge zwischen den untersuchten Schriften viel schwächer, die direkte Auseinandersetzung wird zur Ausnahme.

Nach einer historiographischen Einführung durch die Herausgeber beginnt der Band mit zwei Aufsätzen zur Epistemologie. Christine Zabel zeigt anhand Fontenelles, dass im Zuge der Querelle eine spezifische Form der gelehrten Spekulation entstand, die sie als „Epistemologie des Unsicheren“ bezeichnet. Zwar gehörte Fontenelle eindeutig zu den Modernen, er folgte aber gerade nicht der cartesianischen Logik, die den Modernen häufig zugeschrieben wird. Zabel beteiligt sich insofern im Sinne Normans an der Auflösung der Grenze zwischen beiden Gruppierungen. Die Epistemologie von Geschichtsschreibung behandelt Anton M. Matytsin in seinem Aufsatz über Newtons Chronologie der Antike und dessen französische Kontrahenten, die sowohl die antiken Historiker als auch die Eigenheiten der historischen Methode verteidigten. Die größte Abteilung bildet mit vier Aufsätzen jene zur Ästhetik. David D. Reitsam und Vera Fasshauer befassen sich beide mit der Homer-Debatte um 1715, zum einen mit ihrem Widerhall im entsprechenden Jahrgang der Zeitschrift „*Nouveau Mercure galant*“ und zum anderen mit der als problematisch wahrgenommenen Darstellung des Thersites in der „*Ilias*“. Die gegensätzlichen Positionen der Parteien werden hier durchaus deutlich; in Frage steht, ob die Antike, ob Homer noch das ästhetische Modell bilde und wie man mit der für ein tragisches Gedicht unpassenden Episode umgehen müsse. Gleichzeitig versuchen beide zu zeigen, wo diese Fronten aufbrachen und dass sie eben nicht mit einer eindeutigen Parteinahme zugunsten von Antike oder Moderne zusammenfallen. Den zeitlichen Wandel beleuchtet Anna Cullhed in ihrem Aufsatz über schwedische Dichtung, in dem sie Texte aus dem ersten und dem vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts gegenüberstellt. Einerseits zeigt sich der erwartbare Wandel von der Verehrung antiker Dichter zum Spott über ihre Regeln; andererseits gelingt es auch Cullhed, die starre Dichotomie zu unterlaufen, indem sie in beiden Beispielen die komplizierte Verschränktheit von antiken und modernen Versatzstücken aufweist. Im einzigen kunsthistorischen Beitrag zeigt Friederike Voßkamp, wie William Hogarth sehr bewusst die alten Modelle unterlief, auf den Kopf stellte und sogar satirisch aufspießte. Allerdings ist hier der Bezug zur Antike schwächer ausgeprägt, da Hogarths Ablehnung sich auf Bildpraktiken der direkt vorangegangenen Epoche bezieht. Der

letzte Teil besteht aus drei Aufsätzen zum politischen Diskurs. Iain McDaniel geht der späten Karriere des polybischen Konzepts der Ochlokratie nach, das im 18. Jahrhundert noch eine Rolle spielte, bis es um die Jahrhundertwende von der Unterscheidung zwischen antiker Demokratie und modernem Republikanismus ersetzt wurde. Andrew Jainchill stellt das politische Denken Henri de Boulainvilliers vor, insbesondere seine einflussreiche Theorie des fränkischen Reichs und der Entstehung des Feudalismus. So spannend dieser Aufsatz inhaltlich ist, so muss man sich den Bezug zur Querelle doch selbst erschließen. Mit der Bevölkerungsdebatte thematisiert Håkon Evju dagegen ein klassisches Thema der politisch aufgeladenen Querelle. Er geht aber nicht auf Hume und Wallace ein, sondern auf die dänische Variante der Debatte. Hier kollidierte der historische Stolz auf das angeblich so große Volk der Germanen mit dem Problem, dass eine seither eingetretene Entvölkerung suggeriert wurde, die der dänischen Krone ein schlechtes Zeugnis ausstellte. Die dänischen Autoren des 18. Jahrhunderts versuchten daher, die antike Bevölkerungsgröße ihres eigenen Landes als Mythos darzustellen.

Die Buchteile zur Ästhetik und zur politischen Theorie offenbaren sehr unterschiedliche Ausprägungen der Querelle, hier die Beschäftigung mit bestimmten antiken Texten und die Diskussion ihrer Stärken und Schwächen und ihres Vorbildcharakters, dort das Herausgreifen einzelner Argumente zur Stützung der eigenen ideologischen Position. Auch die jeweiligen Entwicklungsverläufe divergieren: Während die Antike in der politischen und ökonomischen Theorie des späten 18. Jahrhunderts massiv an Bedeutung verlor, erlebte die antike Ästhetik im Klassizismus einen Aufschwung, selbst wenn dieser kategorial etwas anderes war als die ältere Antikeorientierung. Man kann die Frage stellen, ob all diese Themen unter dem gemeinsamen Begriff „Querelle“ gut aufgehoben sind oder – anders formuliert – ob jegliche Beschäftigung mit der Antike oder Heranziehung antiker Beispiele im 18. Jahrhundert wirklich als Bestandteil einer Querelle des Anciens et des Modernes gelten kann. Zusammengehalten werden alle Bereiche am ehesten durch das sich wandelnde Geschichtsverständnis, das die Antike in immer weitere Ferne rückte. Trotz des Untertitels „Past and Present in the Eighteenth Century“ fehlen im Band aber gerade Beiträge zum historischen Denken.

Justus Nipperdey, Saarbrücken

Lukas, Liina / Silke Pasewalck / Vinzenz Hoppe / Kaspar Renner (Hrsg.), *Medien der Aufklärung – Aufklärung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext* (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 86), Berlin / Boston 2021, de Gruyter Oldenbourg, 420 S. / Abb., € 49,95.

Um das Ziel der Aufklärung zu erreichen, die *res publica litteraria* für alle Menschen zu öffnen, bedurfte es neuer Formen der Kommunikation und entsprechend neuer Medien. Dass der Rückgriff auf solche Medien nicht allein in den Zentren der Aufklärung erfolgte, sondern ebenso in den Peripherien, will der hier zu besprechende Band, der auf eine gleichnamige Tagung im September 2017 in Tartu zurückgeht, am Beispiel der „baltischen Peripherie“ zeigen. Sein Schwerpunkt liegt „im historischen Baltikum, das heißt in den drei Ostseeprovinzen des Russischen Kaiserreichs Estland, Livland und Kurland. Dieser Raum wird von der deutschen Forschung zur europäischen Aufklärung mitunter vernachlässigt oder schlicht ignoriert.“ (11) Bereits in der Einleitung wird darauf hingewiesen, dass der öffentliche Kommunikationsraum in den Ostseeprovinzen deutschsprachig war und die Aufklärer die indigene Mehrheitsbevölkerung auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft „systematisch verkannt[en] oder unterschätzt[en]“, was zu einem „eindimensionalen patriarchalischen Autor-Adressat-Verhältnis“ führte (12 f.). Den Begriff „Medium“ fassen die Herausgeber*innen bewusst weit und verorten den Band methodisch zwischen der klassischen Ideengeschichte und der Position von Clifford Siskin und William Warner, die Aufklärung als reinen Effekt der Medienpraxis verstehen (10 und 15).